

Kapitel 33 Gambia

Ich bin an der Grenze zu Gambia. Eine kleine Strasse mit kleinen Häuschen und einigen Mangobäumen neben der Strasse. Erstmals muss ich herausfinden, in welches davon ich als erstes muss. Ein Polizist weist mir den Weg. Im staubigen Büro der Polizei wird mein Name säuberlich in ein dickes Buch eingetragen. Dann werde ich an den nächsten Posten verwiesen. Auch dort wird mein Name in ein dickes Buch eingetragen. Computer gibt es nicht. Zack, Bumm und der Ausreisestempel ist im Pass. Auf der gambischen Seite muss ich dann erstmal ins Immigration Office.



Ich dachte eigentlich, dass Gambia Visumfrei ist, doch ich habe mich wohl geirrt. 40'000 Francs verlangt der Beamte. Das ist jetzt blöd. Ich habe nicht mehr genug Francs. Unter den Augen von mehreren Leuten muss ich mein gut verstecktes Bündel Dollarscheine aus dem Fahrrad holen. «Ah, you have much money!», kommentiert ein Mann. Ihm zu erklären, dass das mein Budget für einen ganzen Monat und deswegen gar nicht mal so viel ist, gestaltet sich als schwierig. Wieder im Büro, wird das Bündel durchgezählt: «60, 70, 80!». «Moment», erwidere ich. «70, 80, 90, einer ist zu viel.» Der Beamte lacht: «Aber wovon soll ich denn grünen Tee kaufen?», fragt er mich halb scherzhaft, halb ernst. Ein klarer Versuch etwas mehr abzugreifen. Doch ich bleibe locker und freundlich. Der Beamte ebenfalls. Darauf will ich eigentlich nicht eingehen: «Komm, ich bestell dir einen, wenn wir fertig sind.» erwidere ich.

«Was haben Sie denn in Gambia vor? Sind sie Investor?», fragt er mich aus.

«Nein, ich bin ein Reisender. Ich will eine Bäckerei besuchen, wo ich die Leute ein wenig unterstützen will.» Ich erzähle ihm ein paar Details über die Schweizer Bäckerei in Gambia, die ich besuchen will.

«Und wo ist denn die Bäckerei?», fragt er mich weiter.

«In Old Yundum».

«Hey da komme ich auch her, vielleicht sehen wir uns da mal»

«Ja, das wäre sicher interessant.»

Damit ist das Eis gebrochen.

«Und wie lange möchten sie in Gambia sein?», fragt er mich aus.

«Etwa einen Monat, vielleicht sogar ein wenig länger.»

Zu meinem Glück drückt er mir daraufhin gleich den Stempel in den Pass. Ein Visum für den ganzen Monat. Ich kenne Geschichten von anderen Fahrradfahrern, die am gleichen Posten nur genau einen Tag für denselben Preis bekommen hatten. Es zahlt sich aus, freundlich und locker zu bleiben.

Ohne Gepäckdurchsuchung und grosse Formalitäten bin ich dann schnell durch den restlichen Grenzposten. Ein wenig weiter an der Strasse, verabschiedet mich ein grosses Schild aus Gambia.

Seltsam, denke ich. Bin ich etwa auf die falsche Seite gefahren?

Auf der anderen Seite des Schildes, werde ich jedoch willkommen geheissen. Keine Ahnung wie, aber irgendjemand hat es doch tatsächlich geschafft, das Schild falsch herum aufzustellen...

Gambia ist nicht besonders gross. Tatsächlich ist es genau so gross, wie die Schiffe der englischen Kolonialherren vom Fluss Gambia her schiessen konnten. Daher auch seine Form, die genau dem Verlauf des Flusses folgt. So komme ich auch schnell an das Städtchen, von wo aus die Fähre ans andere Ufer des Gambia ablegt. Geldwechsler und kleine Händler gibt es hier Zuhause. Es ist ein Gewusel aus Fahrzeugen, Händlern und Strassenküchen. Ich kenne mich hier nicht aus, und fühle

mich unwohl. Es fühlt sich alles so unsicher an, als ob alle darauf warten, mich über den Tisch zu ziehen. Entsprechend ratlos stehe ich schliesslich vor dem grossen Tor, das die Einfahrt zur Fähre bildet. Und jetzt? Wo kriege ich ein Ticket her? Da spricht mich auch schon ein junger Mann an. Er merkt schnell, was ich will und zeigt mir den Schalter. Ein Gebäude ist mit Eisenbarrikaden abgesichert, der Schalter hinter einer Glasscheibe. Ungern stelle ich mein Fahrrad ab, doch da ich es zumindest im Blick habe, riskiere ich es. Erstaunlich unkompliziert und schnell habe ich mein Ticket in der Hand und stehe mit dem Fahrrad wieder vor dem Tor zur Fähre. Der junge Mann will jetzt natürlich noch ein Bakschisch. Ich gebe ihm ein paar Münzen. Doch wie so oft, fragt er noch nach mehr. Es braucht ein Bisschen Überzeugungsarbeit, doch dann zieht er schliesslich ohne mehr zu fordern wieder ab.

Am Eingang zum Fährableger sorgt ein Ordner dafür, dass niemand ohne Ticket an Bord geht. Mittlerweile wartet eine ganze Schlange von Fahrzeugen vor dem Terminal. Ich darf als erster an Bord. Der Anweiser in seiner orangen Weste, gibt mir einen Platz ganz vorne an der Reling. Etwa zwanzig Fahrzeuge haben auf der Fähre Platz. Es gibt einen zweiten Stock für die Passagiere, mit Tischen und Stühlen. Trotzdem bleibe ich unten bei meinem Fahrrad. Junge Männer und Frauen mit Körben und Schüsseln auf dem Kopf sorgen für die Versorgung der Passagiere auf den beiden Decks. Wasser, Erdnüsse, Snacks, Parfüm, Haarextensions, Süssgetränke. Was man eben auf einer Fähre gerade so braucht.

Manche der Fahrzeuge sehen brandneu und sehr teuer aus, andere könnte man wohl mit einem einzigen Schraubenschlüssel und einem gut dosierten Fusstritt ziemlich schnell zerlegen. Neben meinem Fahrrad ist jetzt ein älterer Mann mit seiner Ziege. Das dusselige Vieh schlägt mit seinem Kopf ständig an meinen Helm, der von der Mittelstange herunterhängt. Der Mann zieht dann aber seine Begleitung mit dem Strick ein wenig weg. Viel Platz ist hier aber nicht. Allgemein ist die Fähre so voll, dass man Mühe hat, einen Platz zum Hinsetzen zu finden.

Dann legt der Kahn ab. Ich bin überrascht, wie breit der Gambia ist, mit seinem braunen Wasser. Doch gerade mal eine knappe Viertelstunde braucht die Fähre auf die andere Seite. Im etwas baufälligen Hafen am anderen Ufer werden Container verladen. Chinesische und deutsche Schiffe. Im Hafen liegt ein halbversunkenes Schiff. Männer ohne professionelle Ausrüstung sind dabei, es Schritt für Schritt zu zerlegen.

Es dauert eine ganze Weile bis die Fähre festgemacht ist und alle von Bord gehen können. Es herrscht wieder ein riesen Gewusel beim Ausgang des Fähranlegers. Noch schlimmer als auf der anderen Seite. Zu leicht könnte man mir hier in dem Durcheinander etwas klauen. Ich verlasse den Fährbereich und finde mich in Banjul wieder. Hier sind mir eindeutig zu viele Menschen. «Mister! Mister!», ruft es aus allen Ecken. Damit bin ich gemeint. Jeder scheint hier etwas von mir zu wollen. Ich ignoriere alle und versuche einfach nur so schnell wie möglich aus den Leuten herauszukommen. Zu viel.

In einer ruhigeren Strasse suche ich eigentlich die Botschaft von Sierra Leone. Doch in dieser Strasse sind alle Fenster vernagelt und die Eisentüren abgeschlossen. «Aufgrund von Krawallen befindet sich die Botschaft nicht mehr hier», steht auf der Tür der ehemaligen Botschaft. Ich habe keine Ahnung wo sie jetzt ist, vielleicht weiss das Internet ja mehr Rat. Aber das später.

In einem kleinen Mobilfunkshop von Africell, will ich mir eine neue Simkarte besorgen. Es dauert eine Weile bis ich an der Reihe bin. Für meinen Geschmack muss ich etwas zu viel Formulare dafür ausfüllen, doch dann kann ich wenigstens telefonieren. Ich rufe den Leiter der Bäckerei an, die ich besuchen will. Nach einigen Versuchen kriege ich ans Telefon und wir verabreden uns bereits für heute Abend. Das heisst, ich muss noch ein ganzes Stück zurücklegen, bis ich dort bin.

Banjul, die Hauptstadt Gambias ist nichts Besonderes. Viele hohe Gebäude und grosse Industriearaele. Viele Gebäude wirken vernachlässigt. Immer wieder mal sieht man Prestigebauten, wie zum Beispiel einen hohen Turm der über der Strasse aufragt und aus irgendeinem Grund Fenster hat. Doch wirklich beeindruckend ist das Ding nicht. Bei solchen Bauten hier hat man eher den Eindruck, dass jemand Macht demonstrieren wollte und dabei Ästhetik oder Zweck drittrangig waren.

Jedenfalls ist der Weg nach Serrekunda und dann nach Old Yundum nur Hauptstrasse mit viel Verkehr und Industrieanlagen, die wohl ihre besten Tage hinter sich haben. Dazwischen immer mal

wieder einige Werkstätten, Minimarkets und Handwerkercenter. Nichts, was für mich von Interesse wäre. Ersatzteile, wie ich sie gerne hätte, werde ich hier nicht finden.

Am Nachmittag erreiche ich dann Old Yundum, ein Dorf oder eigentlich noch ein Stadtteil Serrekundas. Der zweite grössere Ort Gambias.

Wo ich genau bin, ist schwierig zu sagen. Die Strassen haben keine Namen und auch die digitalen Karten bieten nur sehr wenige Anhaltspunkte. Oh, Offenbar bin ich um zwei Kilometer über das Ziel hinausgefahren. Es braucht relativ lange, bis ich schliesslich weiss, wo ich abbiegen muss. Dass hier eine Bäckerei sein soll, davon weiss keiner. Über einen sandigen Weg, schiebe ich mein Fahrrad runter von der asphaltierten Strasse, in ein Wohnquartier. Die Gebäude oder «Compounds» sind von mittleren bis hohen Mauern umgeben. Ab und an spendet ein Cashewbaum Schatten. Ich irre ein wenig umher, bis ich schliesslich ein kleines, fast unauffälliges Schild entdecke:

«Baluo, finest swiss bakery». Ich bin am Ziel. In die hohe Mauer neben dem Schild sind zwei hohe Eisentüren eingelassen, so etwas wie eine Klingel gibt es nicht. Ich klopfe ein paar Mal. Keine Ahnung ob das gehört wurde.



Während ich so warte, dass jemand auf macht, kann ich ja kurz erklären, was mich eigentlich hierhergebracht hat:

Vor vielen Jahren war in der Schweizer Bäckerzeitung ein Artikel über eine Bäckerei in Gambia. Ein Schweizer Bäckerpaar, hat sich zum Ziel gesetzt, in Gambia eine funktionierende Bäckerei aufzubauen um nachhaltig Bäcker ausbilden zu können.

Das hat nach einigen Anlaufschwierigkeiten ziemlich gut geklappt, doch dann kamen immer mehr Probleme. Regelmässige Stromausfälle konnten nur mit einem teuren Generator

überbrückt werden, und das war den Nachbarn zu laut. Maschinen konnten kaum repariert werden und dann hat die Geschäftsleiterin auch noch angefangen zu klauen. Schliesslich mussten sie dann die Backstube schliessen und konnten sie erst vor kurzem genau hier wiedereröffnen. Ich hatte mich an den Artikel in der Zeitschrift erinnert und die Chefs angeschrieben. Obwohl sie gerade in der Schweiz sind, um Geld und Ausrüstung zusammenzubekommen, freuten sie sich, dass ich die Bäckerei besuchen will. Ich solle den Angestellten ein wenig helfen und für mich selbst ist es bestimmt eine gute Erfahrung.

Und so bin ich schliesslich hier gelandet.

Jetzt öffnet eine Frau in einem schlichten, aber bunten Kleid die Türe. Offenbar weiss sie nichts von meiner Ankunft und es braucht einen Moment, bis sie kurz weggeht und ein junger Mann erscheint. Er stellt sich mir als Fasaikou (Faseku ausgesprochen) vor. Er ist sichtlich überrascht über mein schwer bepacktes Fahrrad und noch mehr über den Fakt, dass ich von der Schweiz bis hierher gefahren bin.

Aber erst eins nach dem Anderen.

Die Bäckerei ist nur ein Teil des Compounds. Von einem Compound redet man, wenn an ein einzelnes Haus oder Hütte mit der Zeit immer mehr Räume und weitere Räume angebaut werden. Heiratet ein Familienmitglied und ist das Geld vorhanden, wird eine neue Hütte angebaut. Das Ganze wird dann meist noch von einer Mauer oder einem Zaun umgeben. Ältere Dörfer oder Compounds können so teilweise irritierend verwinkelt sein.

Hier ist es ein grosser, zweistöckiger Betonbau. Unten drin ist eine Hälfte Backstube, die andere eine Wohnung für die Familie der Angestellten. Auf dem Gelände gibt es ausserdem noch eine kleine Hütte, wo eine Familie mit drei Kindern lebt. Ein gekachelter Brunnen und ein Wasserhahn stellen die Wasserversorgung sicher. In eine Ecke der Mauer schmiegen sich ein Hühnergehege und einige Bananenstauden. Der Boden ist sandig und teilweise mit Bauschutt befestigt.

Als erstes bringt Fasaikou mich in den oberen Stock. Bis auf ein Zimmer und das Bad ist hier noch alles im Rohbau. Dafür ist das Zimmer erstaunlich schön eingerichtet, mit gefliestem Boden und ordentlichen Fenstern. Ein Bett mit Moskitonetz steht in der Ecke. Ein guter Ort zum Verweilen. Wie überall im Senegal, gibt es eine Eimerdusche. Der Wasserhahn ist zum Duschen zu niedrig. Mit einem Plastikbecher, lässt es sich aber ganz gut duschen.

Nach der Dusche zeigt mir Fasaikou die Backstube. Er öffnet die schwere Eisentür, als erstes sieht man eine alte Matratze auf dem gefliesten Boden liegen. Hier schlafen die Jungs, wenn sie gerade nichts zu tun haben. In einer Ecke steht ein grosser Rotorofen, der mit Diesel befeuert wird, das macht sie unabhängig vom Strom.

«Hier das ist unser Patisserie Ofen, aber den brauchen wir eigentlich nie, die Bleche passen nicht.» Zwei Kühlschränke stehen in der Ecke. «Die funktionieren nicht mehr und es gibt in Gambia keinen der sie reparieren kann.»

Im Nebenraum befindet sich eine Aufwirmmaschine (Das Ding welches runde Teigstücke in lange Stücke verwandelt) und eine Knetmaschine. Einem Teil der Aufwirmmaschine fehlt die Abdeckung. Die Knetmaschine läuft auch nur noch im zweiten Gang. In der Mitte des Raumes steht ein wackeliger Holztisch, der seine besten Tage wohl lange hinter sich hat. Ein Fenster ist zugemauert, das andere immerhin mit einem Fliegengitter abgedeckt. Eine alte Eismaschine steht in der Ecke. Auch sie funktioniert nicht, ebensowenig die alte Digitalwaage, die daneben am Boden steht. Dann zeigt er mir den Gärraum (In diesem Raum herrschen mehr Feuchtigkeit und Wärme, so dass die Brote optimal aufgehen.) Hier stehen grosse Regale für die Bleche. Ich bin überrascht. Hier passen etwa 8 Wägen Brot (ca. 300 Baguette pro Wagen) rein und das Ding funktioniert sogar. Ein weiterer kleiner Bereich bildet das Büro mit einem Schreibtisch. Dass es die Leute hier nicht so mit Büroarbeit haben, merkt man schnell an der Unordnung auf und neben dem Tisch und der Matratze am Boden daneben.

Obwohl hier eigentlich die ganze Ausstattung aus der Schweiz kommt, scheint hier nichts zu funktionieren, ausser den wichtigsten Dingen. Da heisst es dann wohl improvisieren. Und improvisieren ist meine Stärke. Das habe ich auf den Schiffen gelernt. Wenn eine Hochzeitstorte plötzlich in einer anstatt fünf Stunden fertig sein muss. Wenn an Tag 10 von 12 Tagen auf See schon kein Bratöl mehr an Bord ist. Wenn man 30 Kilo zu viel von der teuersten Schokolade übrig hat und am Nächsten Tag wieder hundert Kilo gebunkert werden, oder wenn dann langsam sämtliche Früchte, Trockenfrüchte und gefrorenen Pürees ausgehen und man noch ein Dessertbuffet hinkriegen muss. Dann muss man lernen zu improvisieren. Das kommt mir jetzt hier zugute. Die Hochzeitstorte habe ich übrigens dank einer relativ einfachen Fruchtdekoration noch sehr hübsch hingekriegt. Ich habe sie dann einfach als Eistorte verkauft und die Leute haben es geliebt...

Aber bevor wir jetzt anfangen zu arbeiten, wird erstmal gegessen. Die Frau, die mit ihren Kindern in der unteren Wohnung lebt, hat für uns gekocht. Eine hübsche junge Frau um die 35, mit einem schönen Lächeln und einer sehr herzlichen Art. Sie stellt uns Reis mit geräuchertem Fisch hin. Das Essen schmeckt gut, und ich fühle mich hier sehr willkommen. Beim Essen können wir uns erstmal kennenlernen.

Fasaikou hat schon in Angola und noch anderswo in Afrika als Bäcker gearbeitet. Er war sich grosse Maschinen gewohnt und musste sich hier wieder auf ganz andere Abläufe einstellen. Am liebsten hätte er auch noch einen grösseren Ofen, grössere Knetmaschinen, grössere Anlagen.

«Was heisst denn eigentlich Baluo?» frage ich ihn.

«Baluo steht für Vorräte, aber kann auch für Zukunft und Hoffnung stehen. Hast du Baluo, hast du eine Zukunft.»

